

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 284 Bydgoszcz / Bromberg, 14. Dezember 1938

Vierzehn Tage mit Edith

Roman von Katrin Holland.

(13. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Rauter drehte sich statt aller Antwort kurz um und fuhr wieder hinunter. Wieder nahm er ein Taxi, nachdem er erneut im Telephonbuch nachgesehen. Diesmal fuhr er nach Long Island hinaus, in die Privatvilla Lombards. Er ließ das Taxi in kleiner Entfernung halten und stieg aus. Ungefähr eine halbe Stunde lang ging er vor dem großen weißen Hause, dessen Garten sich zur Bai hin erstreckte, auf und ab. Schließlich klingelte er.

„Mister Lombard?"

„Mister Lombard ist verreist", sagte das Mädchen, eine riesig große Negerin in einer hellgrünen Uniform.

Rauter verlor plötzlich die Beherrschung. „Das ist nicht wahr", schrie er. „Das ist nicht wahr! Wer hat es ihm gesagt? Er hat mich nicht erkannt gestern! Er muß hier sein! Lassen Sie mich durch!"

Er schob die entsetzte Schwarze mit einer groben Bewegung zur Seite und stürzte durch eine geschmackvoll eingerichtete Halle in das nächste Zimmer. Es war leer. Er öffnete eine andere Tür, das zweite Zimmer war leer. Er rannte durch den Eßraum, die Bibliothek, das Musikzimmer, den französischen Salon, den Wintergarten, durch vier Badezimmer und sechs Schlafzimmer, durch den Gymnastiksaal, durch die Bar, durch das Pingpong-Zimmer, in das Souterrain, durch die Küche, durch die Zimmer der Angestellten. Nirgends eine Spur von Lombard.

„Wo ist Mister Lombard?" fragte er schließlich die zusammengelaufene Dienerschaft, die bis auf den Chauffeur aus Schwarzen bestand und wie ein verängstigtes Häuflein in der Diele herumstand.

„Wo ist Mister Lombard? Er ist hier gewesen. In seinem Schlafzimmer stehen noch die Koffer."

„Er ist gestern nacht angekommen und heute mittag abgereist, ich weiß nicht wohin", sagte eines der Mädchen. Sie weinte vor Aufregung und Angst. „Ich habe es Ihnen doch gleich gesagt."

Rauter sah sie an, als wolle er sich im nächsten Augenblick auf sie stürzen und sie erwürgen. Er sackte plötzlich zusammen. Entschlußkraft und Antrieb verließen ihn.

Der Chauffeur hatte sich inzwischen gefaßt. „Mein Herr", sagte er, „ich möchte Sie bitten, sofort dieses Haus zu verlassen, in das Sie unrechtmäßig eingedrungen sind, oder ich rufe die Polizei. Schließlich herrschen jetzt . . ."

Zu seiner Verwunderung machte der Fremde in seinen altmodischen Kleidern keinerlei Widerrede. Er drehte sich vielmehr um und schritt geradewegs auf die Haustür zu, öffnete sie und verschwand in der Dämmerung des hereinbrechenden Abends.

Die Dienstboten sahen sich an, zuckten die Schultern und schüttelten die Köpfe.

„Man hätte sofort die Polizei benachrichtigen sollen", sagte jemand vorwurfsvoll.

„Der Mann war ja verrückt", entgegnete ein anderer.

„Wie ein Gangster sah er nicht aus", bestätigte ein dritter.

„Vielleicht sollte man doch Mister Lombard von dem Zwischenfall benachrichtigen."

Aber da niemand von ihnen die Adresse des Herrn wußte und keiner von ihnen auf die Idee kam, das Büro anzurufen, um dort herauszufinden, wo Lombard sich aufhielt, zogen sie sich endlich in die Küche zurück. Schließlich war es nicht so wichtig. —

Rauter fuhr mit der Untergrundbahn nach Newyork zurück. Strickende Frauen, zeitunglesende Männer in den Waggons. Zweiundzwanzig Minuten später stieg er im Grand Central aus und betrat durch den direkten Eingang das Biltmore Hotel.

Am Postschalter händigte man ihm ein Kuvert aus. Michael Rauter betrachtete erstaunt die ihm völlig fremde Handschrift. Wer sollte ihm schreiben? Wer wußte von seiner Anwesenheit? Oder hatte man ihn bereits erkannt?

Im vierzehnten Stock holte er sich von der Flurdame, die vor ihrem Schreibtisch saß, von dem aus sie zwei Flure überblicken konnte, seinen Schlüssel. Sie sah ihn erstaunt an und zögerte sichtlich, den Schlüssel von seinem Haken zu nehmen.

„1417", verlangte Rauter noch einmal. „So geben Sie schon her."

„Sie sahen gestern ganz anders aus, Sir . . . ah, jetzt weiß ich es, Sie haben sich den Bart abnehmen lassen."

Rauter betrat sein Zimmer, drehte Licht an und riß das Kuvert auf. Mehrere Geldscheine fielen ihm entgegen. Dann las er den Brief.

„Sehr geehrter Herr Miller", schrieb Edith Zylander. „Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen erklären kann, aber mir bot sich plötzlich die große Chance meines Lebens. Seien Sie nicht böse, daß ich zugriff und Sie im Stiche lasse. Ich habe Ihnen mehr zu danken, als Sie wissen. Ich hoffe, das beigelegte Geld genügt, um die Ausgaben zu decken, dich ich Ihnen verursacht habe. Die zehntausend Frank, die Sie mir in Paris zur Verfügung stellten, die Auslagen für Zimmer und Essen und das Billett. Bitte seien Sie nicht böse.

Hochachtungsvoll

Edith Zylander."

Rauter ließ den Brief zur Erde fallen, hob ihn auf, las ihn noch einmal und zerriß ihn dann umständlich in viele kleine Fetzen. Merkwürdigerweise sah er in diesem Augenblick Edith Zylander ganz deutlich vor sich stehen, wie er sie damals gesehen hatte, als sie zu ihm ins Zimmer trat, eine schwarzlockige kleine Zigeunerin. Kleine Bergseen, dachte er, blaue Augen in einem bräunlichen Gesicht. Vorbei!

V.

Edith Zylander saß in der Badewanne. Die Wanne war aus blauen Kacheln, die Wände waren blau, die Gardinen waren blau, selbst der gummiartige durchsichtige Vorhang der Brause war blau. Edith war müde und überanstrengt. Vier und einen halben Tag lang waren sie von Newyork gefahren. In Chikago waren sie umgestiegen, das war die einzige Unterbrechung gewesen. Fahren, fahren, fahren, Tag und Nacht, unaufhörlich.

Bequeme Pullmanwagen, Aussichtscar, Speisewagen, Salonwagen, die Bar, in der eine junge elegante Frau einen Beruf auübte, den man in Europa kaum kannte, die „hostess" machte, freundlich lächelnd und taktvoll Bekanntschaften vermittelnd und Bridgepartien zusammenstellend. Die Schlafcompartemente, der Toilettenwagen, mit Duschen und Masseuren. Das Büro, fünf junge Schreibmaschinendamen, die stenographierten und Diktate aufnahmen und tagaus tagein über den ewig rollenden Rädern saßen, die im 110-Kilometer-Tempo durch die Landschaft sausten.

Die Landschaft, die meilenweit gleich blieb — ödes, unkultiviertes Land — und dann wieder hinüberwechselte in unvergeßliche Bilder. Bäume, in denen das spanische Moos lebte, grau, grün, unheimlich, als hätten Zauberer ihre Bärte über die Landschaft geworfen. Flüsse, kleine und große, manche blau mit schönen Ufern, manche gelb und traurig. Wälder und noch einmal Wälder, unbebautes Land, Felder, unermeßlich weite Weizenfelder. Hie und da zerfallene kleine Städte, deren Bewohner längst fortgezogen waren, um in einer anderen Gegend ihr Glück zu versuchen. Wellblechhütten, verlassene Häuser, schwarze und weiße Menschen, Tiere aller Art, gepflegt oder ungepflegt, Landstraßen, breite und schmale, meist mit Trailors übersät; Wohnwagen, die hinter mehr oder minder alten Autos angehängt, einherschaukelten und in denen ganze Familien von Stadt zu Stadt fuhren, auf der Suche nach Arbeit. Berge und Wiesen, Schnee und Frühling und endlich die Küste, die weiten blauen Flächen des Pazifik und schließlich — Hollywood.

Als Lombard sie über den Sunset Boulevard ins Hotel fuhr, saß Edith blaß und apathisch neben ihm.

„So lächeln Sie doch vergnügt", sagte er ein bißchen unwillig. „Sie sind doch endlich dort angelangt, wohin zu kommen Sie so sehnsüchtig gewünscht haben. Wir sind in Hollywood, Edith — das Ihnen in wenigen Wochen zu Füßen liegen wird", fügte er plötzlich mit jener warmen und zuversichtlichen Freundlichkeit hinzu, die sie im Anfang so bezaubert hatte.

Edith zwang gehorsam ein Lachen um ihre Lippen. Sie war nur müde, aber sie freute sich ja — sie freute sich wirklich —, nur wie ein bohrender Schmerz saß das Bewußtsein in ihr, daß sie Mister Miller schmählich im Stich gelassen hatte. Lombard — nein, sie durfte die Schuld für ihr häßliches Betragen nicht auf ihn abschieben — denn schließlich, sie war es gewesen, die ihn am Morgen nach der Landung angerufen hatte, weil sie sich so allein und verlassen und fremd in der großen Stadt fühlte, daß sie vermeinte, es nicht mehr ertragen zu können . . . also Lombard war sofort zu ihr ins Hotel gekommen. Dort hatten sie im Schreibzimmer des ersten Stockes, das zugleich der Leseraum des Hotels war, mit einer ausgezeichneten Bibliothek, gesessen und alles noch einmal hin und her überlegt. Unter seiner Anleitung hatte sie dann sofort den Brief geschrieben . . . Lombard hatte zwar keinen Wert darauf gelegt, den Inhalt zu kennen, daß sie ihn schrieb und er ihn selber für Mister Miller abgeben konnte, war ihm genug. Nie in der Welt hätte Edith ihn um das Geld zu bitten gewagt, das Miller für sie bereits ausgegeben hatte, aber Lombard war mit als erstes darauf gekommen, hatte ganz einfach eine ungefähre Rechnung aufgestellt und einen Scheck an der Hotelkasse eingelöst. Dann hatte Lombard sie in ein Kino geschickt und sie gegen fünf Uhr abgeholt; sie hatten zusammen gegessen und waren um elf Uhr in den Zug gestiegen und alles war einfach und glatt gegangen.

Edith lag in dem langsam abkühlenden Wasser. Sie hörte Millers Stimme, seine Frage „Was würden Sie tun, wenn Sie einen Menschen haßten, mehr haßten als Ihnen Ihr Leben lieb ist?" Merkwürdig, daß sie den Ton seiner Stimme, den Inhalt dieser Frage nicht vergessen konnte, nicht davon loskam? Haßte etwa Miller einen Menschen mehr als . . . oder war es einfach eine theoretische Frage gewesen? Er schien ein einsamer Mensch zu sein, auf jeden Fall besaß er ein merkwürdiges Benehmen, das sie ängstigte, das sie unsicher machte. Aber sie konnte seine Augen nicht vergessen, die sie nur einmal gesehen, damals zwischen Nacht und Tag in der aufgehenden Sonne auf dem Oberdeck der „Sherry Netherland". Ich darf nicht mehr an ihn denken, sagte Edith ganz laut vor sich hin. Was geht mich Mister Miller an? Er soll mich nichts angehen. Ich will meine Karriere als Schauspielerin machen und nicht mein ganzes Leben an der Schreibmaschine sitzen, um eines Tages entlassen, alt zu werden und es nicht mehr mit jüngeren Kräften aufnehmen zu können.

Es klopfte und eine von Lombard bestellte Masseuse trat ein.

„Ich komme sofort!" rief Edith durch die offene Tür. Aber die fremde Frau stand schon auf der Schwelle, drehte ohne Aufforderung die Dusche an und begann, sie abzuspritzen. Als Edith den Vorhang zuziehen wollte, lachte sie gutmütig über soviel Schamgefühl.

„Vor mir brauchen Sie sich nicht zu genieren, Miß Zylander, vor mir hat die schönste Diva keine Geheimnisse." Die Masseuse war klein und zierlich und schrecklich selbstbewußt. Sie frottierte Edith mit raschen und geschulten Griffen, schlug die Bettdecke zurück, streifte die Ärmel ihres weißen Kittels hoch, griff nach dem Öl und begann Edith nach allen Künsten zu kneten. Ihre Hände waren erstaunlich stark und kräftig. Edith, Massagen ungewohnt, verzog das Gesichtchen, aber sie beherrschte sich und ließ die Behandlung über sich ergehen. „Sie haben einen schönen Körper", sagte die Frau, sie kritisch betrachtend, „aber Freiübungen sollten Sie trotzdem machen, jeden Morgen vor dem Frühstück zwanzig Minuten, das erhält schlank und gelenkig. Jeden Morgen, hören Sie! Und Pflaumensaft müssen Sie trinken, auf nüchternen Magen natürlich."

Edith lag auf dem Bauch, als es zum zweiten Male klopfte. Lombard steckte seinen Kopf herein. Sie fuhr blitzschnell herum und deckte sich zu. Die Masseuse und Lombard lächelten.

„Ich bin sofort fertig", sagte Edith.

„Ich erwarte Sie auf der Terrasse", antwortete Lombard und verzog sich kopfschüttelnd. Was für ein komisches Mädchen! Edith fuhr ganz vertrauensvoll mit ihm los, nahm sein Geld an, gab sich förmlich in seine Hände und dann störte es sie, wenn er ihr Schlafzimmer betrat. Edith kleidete sich schnell an. Als sie herunterkam, saß Lombard bereits am Frühstückstisch.

„Ich habe mir erlaubt, für Sie zu bestellen, Edith", sagte er. „Und im übrigen: ich habe alles arrangiert. Um zwölf Uhr findet die Probeaufnahme statt."

Edith fühlte ihr Herz im Halse klopfen. Sie konnte einfach nichts essen. Sie trank das Glas ausgedrückter Orangen, schob aber die Maisflocken, die unter einer Schicht dicker Sahne lagen, zurück.

Der Kellner fragte höflich, ob sie statt dessen ausgeblasenen Reis wünsche oder Apfelkompott. Aber Edith, nicht an ein amerikanisches Frühstück gewöhnt, schüttelte den Kopf. Lombard aß vergnügt seine Spiegeleier.

„Sie müssen etwas essen, kleines Mädchen. Seien Sie vernünftig", sagte er väterlich. Edith folgte gehorsam, trank eine Tasse Tee und kaute mühsam ein Stückchen Toast herunter.

Dann fuhr ein Auto vor und bald darauf glitten sie durch die breiten, palmenumsäumten Straßen Hollywoods. Vor einem Kino hielten sie. „Kommen Sie, Edith", sagte Lombard und war ihr beim Aussteigen behilflich. Er führte sie an den mit dicken Schnüren abgetrennten Platz, der sich neben dem Aufgang ausbreitete. „Lassen Sie uns hoffen, daß auch Sie bald zu den „Unsterblichen" gehören", er wies erklärend auf die Spuren im Zement.

(Fortsetzung folgt.)

Auffarth und die Sonnenflecken.

Erzählung von Wolfgang Federau.

Herr Auffarth gehörte nicht zu jenen Menschen, die einfach alles so hinnehmen, wie es kommt, und im übrigen den Herrgott einen guten Mann sein lassen. Tief in seinem Herzen wurzelte ein ebenso heftiges wie unermüdliches Verlangen, allen Dingen, allen Erscheinungen, auf den Grund zu gehen. Also war er ein eifriger Leser aller volkstümlich gehaltenen und in angenehmer Form belehrenden Bücher und Zeitschriften, und diese Beschäftigung ersetzte ihm die großen Abenteuer, an denen es in seinem einfachen und gleichförmigen Alltagsleben um so mehr fehlte, als er schon ein Mann in den sogenannten besten Jahren war.

Wenn irgend jemand sich mit Auffarth unterhielt, so staunte er gewöhnlich nicht nur über die Vielseitigkeit der Interessen dieses Mannes, sondern er erfuhr auch, daß Auffarth seine auf dem angedeuteten Wege gewonnenen Kenntnisse äußerst praktisch auszuwerten und anzuwenden verstand.

Da schalten seine Bekannten z. B. über den letzten Sommer. Alle waren erbittert oder hoffnungslos und traurig, je nach Temperament. Nicht so Herr Auffarth. Mit überlegener, ja beinahe olympischer Heiterkeit ließ er die Unbill der Witterung über sich ergehen. Er hatte einiges gelesen über die Sonnenflecken, und daß ihr verstärktes Auftreten das Wetter auf so unerfreuliche Art zu beeinflussen pflege. Alles also, was im letzten Sommer an Nässe herunterkam, das fand in diesen Sonnenflecken eine ausreichende und befriedigende Erklärung. Und das genügte Herrn Auffarth bereits, um mit innerer, seelischer Ausgeglichenheit sich in das Unvermeidliche zu fügen. „Gegen Sonnenflecken kann unsereiner, kann der Mensch doch nicht an", pflegte er zu sagen. „Man kann nur, wenn man dies weiß, darauf bedacht sein, sich gegen alle Möglichkeiten auf die zweckmäßigste Art zu sichern."

Diese zweckmäßige Art bestand für ihn darin, daß er sich einen zweiten Regenschirm zu dem bereits vorhandenen zulegte. Einen Schirm, dem er die Bestimmung gab, seinen ständigen Platz in dem Kleiderschrank des Büros einzunehmen. Es war ein einfacher, aber gerade in seiner Schlichtheit beinahe genialer Gedanke. Er ersparte Herrn Auffarth viel Ärger und seiner Frau viel Mühe und Arbeit.

Eine Methode, wie gesagt, die sich wahrhaft glänzend bewährte. Auch eines Tages, als der Himmel morgens von strahlender Bläue war, leergefegt von allen Wolken und so klar, daß man annehmen durfte, die Schlechtwetterperiode sei nun wirklich zu Ende. Gegen zwei Uhr begann es jedoch zaghaft zu tröpfeln, und gegen vier, als man ans Heimgehen dachte, schüttelte es wie aus Mollen.

Die meisten von Auffarths Arbeitskameraden, die sich nicht in diese Sintflut hinauswagten, machten unfreiwillige Überstunden. Teils warteten sie — soweit sie unverbesserliche Optimisten waren — auf ein baldiges Aufhören des Gusses, teils auf ihre Kinder oder das Hausmädchen, die vielleicht kommen und einen Schirm oder einen Regenmantel mitbringen würden.

Auffarth hingegen brauchte nicht zu warten. Begleitet von den neidvollen Blicken seiner Kameraden, machte er sich pünktlich mit dem Glockenschlag auf den Weg.

Er war noch nicht lange so dahingeschritten, als plötzlich neben ihm eine Stimme aufklang — eine wunderbar weiche, wohllautende, fast zärtliche Stimme: „Bitte, bitte", sagte da jemand, „lassen Sie mich doch ein bißchen unter Ihren Schirm. Ich werde ja sonst naß bis auf die Haut."

Auffarth wandte sein Gesicht zur Seite. Es war ein junges Mädchen oder eine sehr junge Frau, die da neben ihm ging. Erst sah er nur ihr eigenwilliges Profil, sah die Löckchen, die unter ihrer rostroten Filzkappe hervorquollen, sah die frische, perlende Nässe, in die der Regen diese weiche Wange gebadet hatte. Aber nun wandte sie ihm ihr Antlitz voll zu, und ihre braunen Augen strahlten ihn an. „Ach", dachte er, „welch' ein Abenteuer!" Denn, gewiß, auch er hatte manchmal, in weit zurückliegenden Jahren, als er noch sehr viel jünger war, ab und an die willkommene Gelegenheit benutzt, bei plötzlich ausbrechendem Regen irgend einem netten jungen Mädel seinen zufällig mitgeführten Schirm anzubieten. Er hatte leider nicht allzu viel Glück gehabt bei solchen Versuchen, eine Bekanntschaft zu schließen. Aber dies hier, das Umgekehrte, das war ihm noch nie zugestoßen.

„Aber gern — bitte sehr, gern natürlich", sagte er deshalb eifrig und drückte sich enger an die hübsche Unbekannte heran, weil er doch nur auf diese Art ihr den erwarteten Schutz bieten konnte. „Ich freue mich, wenn ich Ihnen ein bißchen dienlich sein kann."

„Danke!" Das junge Mädchen schritt, ohne sich irgendwie zu zieren, dicht an ihn geschmiegt dahin, in einer Art kameradschaftlicher Verbundenheit, wie sie durch den Augenblick geschaffen war. Sie plauderte munter drauf los, und natürlich sprach sie über das Wetter, über das scheußliche und ganz und gar unzuverlässige Wetter, und er gab ihr recht, obwohl er eben noch mit dem plötzlichen Regenguß einverstanden war. Und dann, als sie eine kleine Pause machte, begann er zu sprechen. Er erzählte selbstverständlich von den Sonnenflecken, daß man auch in nächster Zukunft noch nicht sehr viel besseres Wetter erwarten dürfe, leider. Er vergaß auch nicht, von seinen beiden Schirmen zu berichten, und wie sehr er sich freue, dieser weisen und wohlbedachten Einrichtung das Vergnügen der unerwarteten, flüchtigen Bekanntschaft mit einem so hübschen Mädchen zu verdanken.

Die Fremde wurde ein bißchen rot, aber sie hörte nicht auf, zu lächeln, und bewies damit wohl, daß sie seine Worte nicht übelnahm.

An der nächsten Straßenecke ergab sich dann freilich, daß sie einen ganz anderen Weg hatte. Aber Auffarth hätte es natürlich nicht übers Herz gebracht, sie einfach so abbiegen zu lassen. So zögerte er nicht, seinen gewohnten Zug fahren zu lassen und das Mädchen weiterhin zu begleiten.

Es regnete nun heftiger noch als vordem, und da er seinen Schirm sorglich über den Lockenkopf an seiner Seite hielt, so wurden seine linke Schulter, sein linker Ärmel allmählich feucht. Aber auch das störte ihn nicht, und er bedauerte es eher, als die Fremde schließlich vor einer kleinen Konditorei stehen blieb, in der sie angeblich von einer Freundin erwartet wurde. Sie dankte noch einmal sehr herzlich, gab Herrn Auffarth sogar die Hand — —und was für eine warme, glatte schön geformte Hand — es war fast mehr, als er sich zu erhoffen wagte.

Auffarth kam, zur Beunruhigung seiner Frau, mit erheblicher Verspätung zum Mittagessen. Und als seine Frau die Hände über dem Kopf zusammenschlug, weil er trotz des Schirmes so durchnäßt war, begründete er das mit dem heftigen Wind, gegen den ein Schirm doch nur einen unzulänglichen Schutz biete. Verzehrte im übrigen in bester Laune sein aufgewärmtes Essen und war fest entschlossen, das eben erlebte Abenteuer seiner Frau lieber zu verschweigen. —

Am Abend freilich, als er zu seinem wöchentlichen Stammtisch ging, war das Barometer seiner guten Laune um mehrere Teilstriche gefallen. Er verzichtete auf seine ge-

Adventsgang.

Feierabend, die Fähre legt an.
Sie hasten nach Hause, Mann hinter Mann,
ein dunkler Strom, und der Regen rinnt.
Hart fegt der Wind.
Weißt du, mein Herz, wo wir zu Hause sind?

Die Sturmfaust hat den Strand aufgewühlt,
die Stege versinken losgespült,
Naskrähen streichen durchs kahle Geäst.
Wo ist dein Nest,
mein Herz, wenn einmal alles dich verläßt?

Die Steineichen steh'n wie ausgebrannt,
schwarz, knorrig, als droht eine Totenhand,
der diesige Himmel trübt die Sicht.
Komm, frage nicht,
nun ist die Stunde da für Kranz und Licht.

Albert Mähl.

wohnte Flasche Rotwein, trank nur ein oder zwei Glas Bier, und seine Leistungen auf der Kegelbahn lagen weit unter seinem Durchschnitt.

„Was hast du nur heute?" fragte ihn schließlich sein Freund Kreike. „Ist dir die Petersilie verhagelt?"

„Ach", wehrte Herr Auffarth ab, „eigentlich war ich sogar besonders guter Laune heute" — und erzählte sein Erlebnis.

„Na, und?" wollte Kreike wissen. „Ich verstehe dann nur nicht, weshalb du jetzt . . ."

„Ich habe, gerade als ich hierher kommen wollte, festgestellt, daß ich meine Brieftasche verloren habe", brummelte der andere. „War ja nicht gerade ein Vermögen drin, dreißig Mark oder so, aber es wurmt einen doch."

„Verloren?" grinste Kreike. „Wie naiv du bist! Die hat dir doch gewiß das hübsche, junge Mädel gestohlen. Das war eine ganz Raffinierte, denke ich beinahe, und ich an deiner Stelle würde Anzeige bei der Polizei erstatten. Du wirst ihr doch sicher tief genug in die Augen geschaut haben, um eine halbwegs zutreffende Personalbeschreibung abgeben zu können."

„So? Meinst du wirklich?" Auffarths Gesicht bekam plötzlich einen Ausdruck fast rührender Traurigkeit.

Er brach dann ziemlich bald auf, und während des ganzen Weges überdachte er grübelnd, was der andere, Kreike, ihm eben gesagt hatte. Als er aber vor seiner Haustür stand, war er schon fest entschlossen, die Polizei nicht zu bemühen. Weil er dem Mädchen ja doch nichts hätte beweisen können. Weil es ihn geschmerzt haben würde, wenn sich der Verdacht etwa bestätigen sollte.

Und . . . weil es schön war, glauben zu können, daß es auch Sonnen ohne Flecken gibt.

König Richard im Kälberstall.

Heiteres von Erich Laube.

Das war zu den seligen Zeiten, als in Deutschland die Schmierenschauspieler umherzogen, in den kleinsten Städten des Reiches ihre Zelte aufschlugen und den gerührten Bürgern die gute alte Birchpfeifer, aber auch Pariser Schwänke und sehr gekürzte Klassiker vorsetzten.

Die Truppe hieß Strüning. und sie zog vorzugsweise im östlichsten Deutschland in den Grenznestern umher. Es gab leider Orte, die waren „stumpf" für die erhabene Kunst. Davon sprachen leere Kassen und als Folge zusammengeschnürte Hosenriemen, und es gab freundliche Städtchen, wo die Bewohner gern weinten und lachten, hingerissen auf den harten Bänken saßen und, Zeit und Raum vergessend, die einfältige Schmierenkunst in sich einsogen.

Eine solche theaterbegeisterte Stadt lag, 2376 Seelen stark, nahe an der russischen Grenze. Wir wollen ihren Namen gutartig verschweigen, denn ihre Einwohner werden die Schildbürger des Ostens genannt und sind originelle Käuze. Ihr Oberoriginal war die Wittib Malvine Kalkuttis, Herrin auf dem größten Stadtgut und kunstbegeistert bis auf den grauen Dutt in der Scheitelmitte.

Sie war mit Originalität gleichsam erblich belastet, denn ihre Großmutter war jene Sägewerksbesitzerin, die den König Friedrich Wilhelm IV., als er einst ihren Musterbetrieb besichtigte, mit den Worten zum Essen nötigte: „Majestätche, asse Se noch en Kuchche, man nur nicht bleede sein, bei mich kenn Se zulangen."

Wenn im rauhen Winter die Künstler-Truppe zu einem unwiderruflich dreiwöchigen Gastspiel eintraf, dann abonnierte die Witwe Kaikuttis nicht nur für alle Vorstellungen auf einen bestimmten Platz vorn in der ersten Reihe, wo die Petroleumscheinwerfer so stanken, sondern sie nahm auch jedesmal einen jungen Mimen in freie Kost und Pflege.

Diesmal war ein blutjunger, begabter Bursche dabei, Adolf Kern, der später schnell zu großem Ansehen gelangte. Die Witwe fütterte ihn tüchtig, und er war selig.

„Aß, mein Sohn, aß!" sprach die Gutsherrin eines Morgens. „Was spielst du heut abend, mein Sohn?"

„Den König Richard III. von William Shakespeare."

„Nen richtigen Keenich, sieh man einer an, was du nich alles kannst! Na, mach deine Sache gut, mein Sohn, ich sitz wieder in die vorderste Reih und werd' dir zuplinkern."

Aber sie plinkerte an diesem Abend nicht. Als sie mit ihren hellen Augen die Vorgänge auf der Bühne verfolgte, als die abgründige Scheußlichkeit dieses hinkenden Teufels von Szene zu Szene sich immer steigerte, färbte sich ihr Antlitz rot und immer röter, ein qualvoller Seufzer nach dem anderen entfloh ihren geöffneten Lippen.

Die Zuschauer zürnten diesem Bösewicht im Hermelin, und überall wurden Flüche und Verwünschungen laut.

Nach dem Spiel eilte der junge Mime leichtfüßig und noch nicht abgeschminkt durch den Schnee in sein gastliches Zuhause, lüstern auf den Schinkeneierkuchen mit Bratkartoffeln samt Warmbier, der seiner wartete. Aber als er die Schwelle zum Wohnzimmer überschreiten wollte, wo unter der freundlichen Petroleumlampe das dampfende Mahl schon lachte, fand er sich der hoch aufgerichteten Gestalt der Witwe gegenüber, und ihre Stimme grollte: "Hier kommst du in dein ganzes Läben nich mehr rein, Lorbaß. Hinweg mit dir, Ungeheuer in Mördergestalt!"

„Aber liebste Mutter Kaikuttis, ich "

„Nichts da von Mutter! Ich soll Mutter sein von solchem Labommel, solchem infamen Kreet, erbarm dich!"

„Aber das war ja doch alles nur —"

„Wo hast dein Gewissen gelassen, steinharter Bösewicht? Ach, die arme, unselige Keenigin, wie se sich vor dir im Staub kniete, und du hattest nur Hohnworte für sie. Und denn noch heiraten, pfui, Lorbaß, du!"

„Aber sind Sie denn ganz — —"

„Ich hab' mein gutes Herz noch immer bewahrt, aber duuu, erbarm dich! Hat man jemals solchen Abgrund von scheußliche Mordgier und Niedertracht gesehen! Hinaus mit dir, deine Mörderhände besudeln mein Haus hinfort nich mehr!"

„Aber das ist doch, bin ich denn hier im Irr — — —"

„Im, im, schandbarer Keenich, im — ehrbaren Haus der ehrlichen Witwe warst du und wirst niemals mehr sein. Karel, Luschek, Lowise, nehmt ihm, dalli, dalli, und schmeißt ihm 'raus, dem tückischen Labommel!"

Ehe sich der entsetzte Mime besann, hatten ihn sechs kräftige Fäuste gepackt und in — den Kälberstall gesperrt.

Vergebens rief er um Hilfe, vergebens drohte er mit der Polizei wegen Freiheitsberaubung. Von draußen tönte die breite Stimme des Knechtes Luschek: „Da lieg und schlaf, Teufelsbraten, haben Madamchen befohlen!"

Im Stall war es warm, und ermattet sank der Mime auf einen Haufen Stroh. Am frühen Morgen wurde der Verkannte hinausgelassen. Im Schnee stand sein Koffer.

Witwe Kaikuttis aber holte sich in den Bereich ihrer köstlichen Braten, Schinken und Kuchen jene junge Schauspielerin, die an jenem denkwürdigen Abend die gehetzte, mißhandelte Königin Anna gespielt hatte.



Lustige Ecke





„. . . und hier haben Sie einen echten Kamelhaarmantel!"

Wydawca, nakładem i czcionkami drukarni A. Dittmann, T. z o. p., Bydgoszcz.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.